

Der arme Millionär.

Eine tragikomische Geschichte von Max Hirschfeld.

„Sie lassen sich also auch einmal bliden, mein lieber Herr Schröder! Wie lebenswürdig von Ihnen! Seien Sie mir herzlich willkommen! Der Hofrath drückt seinem Besucher herzlich die Hand und wies auf einen Sessel, der dem Sitz an seinem Schreibtische gegenüber stand. „Wie geht es Ihnen denn, mein werther Herr Kommerzienrath? Ich hoffe, daß Ihre liebe Familie wohl ist — auch Ihre Frau Gemahlin — habe ich — schon eine Ewigkeit — nicht — gesehen.“

Die letzten Worte hatte der Hofrath etwas zögernd ausgesprochen, denn es war ihm aufgefallen, daß der sonst so muntere Kommerzienrath fast kein Wort sprach und eine ziemlich trübselige Miene aufsetzte. Nun mußte er ihn auch etwas genauer, und jetzt ward er inne, daß sein Freund Schröder zwar immer noch anständig, aber doch nicht mit der an ihm gewohnten Eleganz gekleidet war. In seinem ganzen Wesen lag offenbar etwas Gedrücktes.

„Ich danke Ihnen, Herr Hofrath, ich danke Ihnen recht sehr,“ erwiderte Schröder, indem er jenem seine Rechte hinreckte, die aber nur flüchtig berührt wurde. „Es freut mich, daß ich bei Ihnen die alte Freundlichkeit wiederfinde — übrigens geht es mir wohl, — auch meine Familie — die Wittgane meiner Frau ist augenblicklich etwas stärker, als gewöhnlich, aber das hat nichts zu sagen.“ Er murmelte noch Einiges in den Bart.

Der Hofrath kam aus einem innerlichen Staunen nicht heraus, er konnte sich das verwandelte Wesen des Kommerzienraths nicht erklären. Sonst konnte es kaum einen stolzeren Mann geben, und nun sah er so demüthig da, so wie — ja, er konnte keinen anderen Vergleich finden — wie ein Wittsteller.

Aber das war er sicherlich nicht; der Hofrath mußte über diesen Gedanken lächeln. Kommerzienrath Schröder war ja als einer der Reichsten der Stadt bekannt. Oder sollte ein plötzliches Kräftevermögen? Werther Herr Kommerzienrath, Sie verstehen eine Frage“, sagte er, „ich las in der Zeitung von dem großen Preissturz in der Zuckerindustrie — ich hoffe, daß Sie von der Krisis unberührt geblieben sind.“

Jetzt huschte ein kaum merkbares Lächeln über das Gesicht des Besuchers. „Ganz unberührt kann ich nicht sagen“, erwiderte er, „aber nicht zu hart getroffen. Uebrigens haben wir ja jetzt die Sauregurkenzeit, eine Periode, in der bekanntlich überall Geschäftsläufigkeit herrscht, da pflegt dergleichen eben einzutreten.“

„Apropos Sauregurkenzeit“, unterbrach ihn der Hofrath, „wo haben Sie denn während der ganzen Badezeit geistert? Als ich mit meiner Familie nach Nordsee reiste, sah Sie noch fleißig hinter Ihrem Comptoirsitze, und als wir zurückkehrten, fand man Sie noch immer bei der Arbeit. Wo also —“

„Ich war zu Hause!“

„Sie waren zu Hause?“ fragte der Hofrath und wich zurück, als ob er auf eine Schlanke getreten wäre. „Sie haben doch eine Villa in —“

„Nun ja — die habe ich — aber ich wollte gern einmal dabeim bleiben.“

„Du lieber Himmel“, sagte der Hofrath, offenbar bestürzt, „das ist doch so etwas Ungeheürliches; man bleibt doch heutzutage nicht so ohne Weiteres zu Hause — namentlich ein Mann in Ihrer Vermögenslage.“

„Nun ja, aber es können doch Fälle eintreten — kurz und gut, ich meine, es ist doch einmal eine Abwechslung. Anstatt sich Sommer für Sommer im Bade herum zu treiben —“

„Aber ich bitte Sie, Herr Kommerzienrath, das ist doch nur eine Ausruf, wie sie von armen Schulden gebrückt wird. Wenn ich mich nicht irre, waren wir früher darüber einer Meinung. Der Mensch muß einmal im Jahre ausziehen, wenn seine Nervenkraft nicht ganz und gar jerrüttet werden soll. Wer hielt es denn aus, ohne Raft zu arbeiten und — denn auch das ist eine Anstrengung — sich zu amüsiren, was wir Großpäder eben „amüsiren“ nennen.“

Der Kommerzienrath hatte jerrüttet vor sich hingelächelt, nun griff er das letzte Wort auf. „Nicht wahr, Herr Hofrath, auf meinen Soupers haben wir uns nicht üblich amüsirt — Sie erinnern sich wohl noch das letzte Mal —“

„Ja, ja, es war recht schön — sehr lebenswürdig von Ihnen gewesen, mich einzuladen, aber aufrichtig, ich habe mich recht oft dadurch verstimmt — Sie wissen ja, wie sehr ich in Anspruch genommen bin — und wenn man eine große Familie hat —“

Bliden: „Herr Hofrath, wollen Sie mit einem großen Gefallen thun? Borgen Sie mir hundert Mark.“

Der Hofrath starrte seinen Gast wie ein Geistes an. Also doch! Seine trübsten Ahnungen schienen sich zu bestätigen. Einem ersten Antriebe folgend, griff er in die Tasche, zog jedoch die Hand alsbald zurück.

Gewiß, sein Herz war nicht verhärtet, er fühlte noch menschlich und wußte wohl, was er einem alten Freunde schuldig sei, der plötzlich in Armuth gerathen war. Aber er mußte sich vernünftiger Weise sagen, daß dies nur ein kleiner Anfang war, gewissermaßen ein Versuchsballon, und wenn er einmal darauf einging, so war es eine Art von Zugeständniß, daß der verarmte Großhändler sich auch weiterhin in seiner Verlegenheit um ihn wenden dürfe. Und er, der Hofrath, hatte es bei seiner großen Familie doch auch nicht allzuviel übrig. Zu alledem, was würde seine Frau sagen, der er erst neulich 20 Mark für einen neuen Sommerhut verweigert hatte? „Bedauere unendlich, lieber Freund“, sagte er verlegen, „ich bin augenblicklich gerade schlecht bei Kasse — aber ich werde, wenn Sie zu anderen anderen Freunden gehen —“

Da lächelte Schröder wie ein Faun, trat auf den Hofrath zu, verlegte ihm einen tröstlichen Schlag auf die Schulter und rief: „Hofrath, Mensch, Freund, Sie aller Botatious, ich habe mich nicht getraut, ich danke Ihnen.“

„Wie — was soll das?“

„Ich habe jetzt in Folge einer Wette mit meinem Millionär-Kollegen Müller rund zehntausend Mark gewonnen. Ich wette, daß ein Duzend unserer gemeinschaftlichen Freunde mit auf meine Bitte nicht hundert Mark borgen würden. Bedingung war: anständiges Auftreten meinerseits und Mittheilung, daß ich in meinen Verhältnissen nicht derangirt wäre. Sie sind der zwölfte der guten Freunde, welche mir das Darlehen verweigert haben. Die gewonnenen Wette werde ich heute durch ein glänzendes Souper feiern.“

„Hahaha, Sie haben Ihre Rolle prächtig gespielt — und ich die meine, nicht wahr? — Ich komme heut' Abend, verlosen Sie sich darauf.“

„Bedauere unendlich! Nach unserem Uebereinkommen sind die zwölf guten Freunde vom Souper ausgeschlossen. Leben Sie wohl, Hofrathchen, leben Sie wohl.“

Ein verblüfftes Gesicht schaute dem davonziehenden Millionär nach.

Das Stiefkind.

Von Emil Mariot.

Die Nachbarinnen standen auf dem Treppentritt beisammen und redeten der Frau Hort in's Gewissen.

„Es ist ja gewiß nicht notwendig, und auch nicht gut, so streng zu sein“, sagte die alte Frau Anselm, die schon Großmutter war und bald Urgroßmutter zu werden Aussicht hatte. „Gärte gehört das Vertrauen, und unsere Kinder sollen Vertrauen zu uns haben. Aber zu Allem Schweigen, ist auch nicht richtig, Frau Hort.“

Diese, eine kräftige, blühend aussehende Frau von ungefähr fünfundvierzig Jahren, nidte mit dem Kopfe. „Ja, ja, Frau Anselm, Sie haben ganz Recht. Und ich rede dem Mädchen auch oft genug zu.“

„Das ist's ja eben!“ sagte eine Andere, die bürre Frau des Schneidersmeisters, eifrig. Sie hatte drei Buben, und diese wie der Meister zitterten vor ihr. „Meine Buben müssen auf's erste Wort pariren. Einmal sagen, dann schlagen: das ist mein Prinzip. Ich sage Alles nur einmal. Und wer nicht hören will, wird verhalten. Anders geht es bei den Kindern nicht. Sonst wachsen sie uns über den Kopf. Und sind wir nicht Alle geprügelt worden?“

Die Frauen gaben das zu. „Ohne Prügel wird Keiner groß“, fuhr die Frau Meisterin fort. „Und ein einziges Kopfnick bewirkt tausend Mal mehr als die rührendste Predigt. Was glauben Sie denn? Ihr Mädchen läßt Sie einfach aus.“

Frau Hort verteidigte das Mädchen. „Nein, Frau Meisterin, nein. Da thun Sie ihr unrecht. Sie ist gutartig und hat mich gern.“

„Na ja. Wenn sie eine so gute Mutter nicht gern hätte, so wäre sie ein Teufelsbraten“, sagte die Meisterin. „Dann müßte man sie erschlagen.“

Die alte Frau Anselm schüttelte mißbilligend das greise Haupt. Sie war eine Freundin harter Worte. „Gewiß ist Ihr Mädchen im Grunde gutartig, Frau Hort“, sagte sie. „Aber ein- zige Kinder werden eben immer verwöhnt. Und darin liegt eine Gefahr für das Kind. Das Verwöhntwerden macht wehleidig.“

„Verwöhnt wird sie nicht“, erwiderte Frau Hort mit einem gewissen Nachdruck. „Vom Vater schon gar nicht. Der ist im Gegehrte oft recht streng mit ihr.“

„Wirklich?“ fragte die Meisterin ungläubig. „Ach glaub' es nicht, Frau Hort. Und Sie verschweigen und vertuschen ja Alles. Die Mutter ist die Hauptsache bei der Erziehung. Die Männer haben zu arbeiten, gehen ihrem Beruf nach, können sich um die Kinder nicht kümmern. Auf die Mutter kommt's an. Die trifft die Verant-

wortung, wenn die Kinder mißra- then.“

Frau Hort lächelte ein wenig. „Meisterin, eine so große Macht haben die Mütter nicht. Die Anlage ist das Wichtigste. Sehr gute Mütter haben schon sehr böse Kinder gehabt.“

„Weil sie vermutlich so schwach waren“, entgegnete die Meisterin hartnäckig. „Aber Sie nur fort, das Mädchen zu verärgeln. Sie werden schon noch was mit ihr erleben! Wenn sie mein Kind wäre, würde ich sie tüchtig durchhauen und nicht lang reden. Uebtrahen... was geht's mich an?“

Damit begab sich die dütre Meisterin in ihre Wohnung und schlug stöhnend die Thür hinter sich zu.

„Dieser Trache!“ sprach die greise Frau Anselm hinter ihr her. „Ein Glück, daß sie nur Buben hat! Die halten mehr aus. Guten Tag; Frau Hort. Ach muß hineinsehen. Das Stiefel ich mir zu mißfallen.“

„Haben Sie drinnen was zu thun?“ fragte Frau Hort.

„Nein. Nur sehen will ich mich. Warum? Wollen Sie etwas von mir?“

„Wenn ich Sie nicht störe, möchte ich Ihnen ein bißel Gesellschaft leisten, bis mein Mann nach Hause kommt. Sie wissen es wohl selbst: Man hat so keine Stunden, wo man nicht allein ist.“

„Freilich kenne ich das. Hab' oft solche Stunden gehabt. Kommen Sie nur herein zu mir. Wir setzen uns zusammen auf's Sopha und plauschen, bis Ihr Mann kommt. Wo ist denn Ihr Mädchen?“

„Wieder einmal zu einer Freundin aelufen. Und die Schulaufgaben bleiben liegen. Man hat sein Kreuz mit dem Kind. Gar keinen Ernst hat sie.“

Die alte Frau sagte nichts darauf und geleitete ihre Nachbarin in die Wohnstube. Da nahmen sie auf dem altmodischen Sopha Platz.

„Sie sind noch nicht lang in Wien?“ fragte die Greisin nach einer kleinen Pause.

„Erst seit drei Jahren. Mein Mann ist nach Wien verlegt worden, und ich bin froh darum. Schon des Kindes wegen. In der kleinen Stadt, wo wir früher waren, gibt es keine höheren Schulen, und unser Mädchen soll doch etwas lernen. Wir hätten sie über kurz oder lang aus dem Hause thun müssen, und das wäre uns, bei dem Leichtsinne des Kindes, schwer gefallen.“

„Wie alt ist sie denn?“

„Knapp vierzehn Jahre. Nach der Bürgerschule soll sie einen Handelskurs besuchen.“

„Hat sie Lust dazu?“

„Oh ja. Sie hat zu allem Lust, so lang's nicht Ernst wird damit.“

„Sie haben immer nur das eine Kind gehabt? Keines verloren?“

Frau Hort sah vor sich hin. „Nein. Ach habe keines verloren“, sagte sie leise.

„Und waren immer eine so schwache Mutter?“

Die Befragte antwortete nicht gleich. „Ich bin nicht schwach“, sprach sie dann. „Es ist etwas anderes, Frau Anselm.“

Diese sah sie verwundert an. „Was denn? Können und wollen Sie mir sagen, was es ist?“

„Na.“ Sie rückte ihr näher. „Es ist nichts Schlechtes. Und Sie werden mich auch verstehen... Mein Mann und ich sind im gleichen Alter und kennen uns seit unserer Jugendzeit. Er war mir immer lieb, sehr lieb, sogar... zu lieb. Warum sollte ich's Ihnen nicht sagen? Es ist ja keine Schande, wenn man einen Menschen gern hat... auch wenn er's nicht so erwidert, wie man's wohl haben möchte... Es war nämlich eine andere da... Er liebte sie mehr als mich. Sie war zehn Jahre jünger als ich, und fein und zart und lieblich. Wie eine Bäuerin hab' ich neben ihr ausgesehen... Nein! Nein! Es war kein Wunder, daß er sie so lieb hatte. Man hat ihr gut sein müssen. Aber eines hat ihr gefehlt: eine Hausfrau war sie nicht. Davon hat sie nichts verstanden. Und wie sie seine Frau geworden war, ist sie immer zu mir gekommen. Eintausen hab' ich müssen für sie und rechnen, denn ihre Verrechnungen haben nie gestimmt, und getocht hab' ich auch für sie und ihren Mann. Ihm war es ganz recht so. Er war so verliebt in sie, daß er nichts gewollt hat, als sie verhätscheln und benutzen und lieb haben... Und ich — na! ich war wieder froh, daß ich für ihn habe sorgen und sparen und arbeiten dürfen. Auf diese Weise ist es ausgefallen gegangen, und wir waren alle drei zufrieden. Dann hat sie nach dreijähriger Ehe ein Kind geboren. Und an dem Kinde ist sie gestorben. Nicht gleich bei der Geburt. So nach und nach. Sie hat sich davon nicht erholen, hat nicht wieder zu Kräften kommen können und ist am Ende still verstorben wie ein herabgebranntes Licht...“

„Sie wendete sich ab. Frau Anselm drückte ihr die Hand. „Der arme Mann!“ murmelte sie voll Theilnahme.

„Wamohl war er arm“, sagte Frau Hort. „Von der Zeit will ich auch nicht reden. Daß er's überlebt hat... ist ein Wunder. Na, wie sie schon recht schwach war und geküßt hat, daß sie bald fort wird müssen vom Mann und dem kleinen, kaum einjährigen Buben, hat sie einmal mit mir von ihrem Tode gesprochen. „Mein Mann ist noch jung“, hat sie gesagt. „Er wird nicht allein bleiben. So lieb wie ich wird er keine mehr haben, das weiß ich. Aber heirathen wird er. Ich will's nicht“, und sie hat sich an mich

geklemmt in ihrer Noth. „Steh' Du ihm bei, wenn er falsch wählt! Leig' Du dafür, daß mein armes kleines Kind keine böse und harte Stiefmutter kriegt! Auf Dich wird er hören, wenn Du ihm sagst, um was ich Dich beeten habe. Verpflicht Du mir das?“

„Ich hab' es ihr versprochen, Frau Anselm.“

„Und auch gehalten“, sagte die Greisin ernst.

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einsteilen dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädchen das Kind der Ersten?“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angesehen hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todtten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärgerst sich oft über das Mädchen und schilt sie und straft sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädchen, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Die alte Frau sagte nichts darauf und geleitete ihre Nachbarin in die Wohnstube. Da nahmen sie auf dem altmodischen Sopha Platz.“

„Sie sind noch nicht lang in Wien?“ fragte die Greisin nach einer kleinen Pause.“

„Erst seit drei Jahren. Mein Mann ist nach Wien verlegt worden, und ich bin froh darum. Schon des Kindes wegen. In der kleinen Stadt, wo wir früher waren, gibt es keine höheren Schulen, und unser Mädchen soll doch etwas lernen. Wir hätten sie über kurz oder lang aus dem Hause thun müssen, und das wäre uns, bei dem Leichtsinne des Kindes, schwer gefallen.“

„Wie alt ist sie denn?“

„Knapp vierzehn Jahre. Nach der Bürgerschule soll sie einen Handelskurs besuchen.“

„Hat sie Lust dazu?“

„Oh ja. Sie hat zu allem Lust, so lang's nicht Ernst wird damit.“

„Sie haben immer nur das eine Kind gehabt? Keines verloren?“

Frau Hort sah vor sich hin. „Nein. Ach habe keines verloren“, sagte sie leise.“

„Und waren immer eine so schwache Mutter?“

Die Befragte antwortete nicht gleich. „Ich bin nicht schwach“, sprach sie dann. „Es ist etwas anderes, Frau Anselm.“

Diese sah sie verwundert an. „Was denn? Können und wollen Sie mir sagen, was es ist?“

„Na.“ Sie rückte ihr näher. „Es ist nichts Schlechtes. Und Sie werden mich auch verstehen... Mein Mann und ich sind im gleichen Alter und kennen uns seit unserer Jugendzeit. Er war mir immer lieb, sehr lieb, sogar... zu lieb. Warum sollte ich's Ihnen nicht sagen? Es ist ja keine Schande, wenn man einen Menschen gern hat... auch wenn er's nicht so erwidert, wie man's wohl haben möchte... Es war nämlich eine andere da... Er liebte sie mehr als mich. Sie war zehn Jahre jünger als ich, und fein und zart und lieblich. Wie eine Bäuerin hab' ich neben ihr ausgesehen... Nein! Nein! Es war kein Wunder, daß er sie so lieb hatte. Man hat ihr gut sein müssen. Aber eines hat ihr gefehlt: eine Hausfrau war sie nicht. Davon hat sie nichts verstanden. Und wie sie seine Frau geworden war, ist sie immer zu mir gekommen. Eintausen hab' ich müssen für sie und rechnen, denn ihre Verrechnungen haben nie gestimmt, und getocht hab' ich auch für sie und ihren Mann. Ihm war es ganz recht so. Er war so verliebt in sie, daß er nichts gewollt hat, als sie verhätscheln und benutzen und lieb haben... Und ich — na! ich war wieder froh, daß ich für ihn habe sorgen und sparen und arbeiten dürfen. Auf diese Weise ist es ausgefallen gegangen, und wir waren alle drei zufrieden. Dann hat sie nach dreijähriger Ehe ein Kind geboren. Und an dem Kinde ist sie gestorben. Nicht gleich bei der Geburt. So nach und nach. Sie hat sich davon nicht erholen, hat nicht wieder zu Kräften kommen können und ist am Ende still verstorben wie ein herabgebranntes Licht...“

„Sie wendete sich ab. Frau Anselm drückte ihr die Hand. „Der arme Mann!“ murmelte sie voll Theilnahme.“

„Wamohl war er arm“, sagte Frau Hort. „Von der Zeit will ich auch nicht reden. Daß er's überlebt hat... ist ein Wunder. Na, wie sie schon recht schwach war und geküßt hat, daß sie bald fort wird müssen vom Mann und dem kleinen, kaum einjährigen Buben, hat sie einmal mit mir von ihrem Tode gesprochen. „Mein Mann ist noch jung“, hat sie gesagt. „Er wird nicht allein bleiben. So lieb wie ich wird er keine mehr haben, das weiß ich. Aber heirathen wird er. Ich will's nicht“, und sie hat sich an mich

waltige Schöpferkraft und den durchbringenden Verstand, und wir haben angekauft den Mann „vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen“. Für alles dieses legen wir einen in veredelten Kranz des Dankes an diesem Denkmal nieder.“

Damit übergab der Redner die Stiftungsurkunde dem Rektor der Universität, dem Schüler, Kollegen und Freunde des Gefeierten, der vor 14 Jahren am Leibniztage Erich Schmidt bei dessen Eintritt in die Berliner Akademie das Glück aufrief.

Der Rektor Geh. Rath Schmidt dankte für das Erscheinen des durchlauchigsten Kommissionsen, den Ehrengästen, den Spendern, die zu dieser internationalen Stiftung beisteuerten, und dem Schöpfer des Werkes, das seinen Meister lobt, in dem der Professorental seine Bemängelung, sondern künstlerische Form wurde. „Wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“. Und Mommsen hat sein Dasein ausgelebt, nicht überlebt. Auf Lorbeeren ruhe es sich schlecht, heißt ein echtes Mommsen-Wort. Er blieb der gebietende Führer in dem römischen Weltreiche seiner Arbeit, ist von Gebresten und Depressionen in neuer Arbeit genesen. Jugend und Greisenthum gegeneinander abwägend, pries er an seinem 80. Geburtstag selbst das Glück, alt zu werden. Die ungeheure Kraft und Produktion dieses Willens waren es werth, daß ein rascher Tod ihn vor sechs Jahren von uns nahm. Er steht denn hier als einer der führenden Beslehrten des Jahrhunderts und Europas, zugleich als der allergrößte Organisationsator. Schon an seinen jungen Jahren hat Sturm zum ersten Male gesehen, was großartige Arbeit ist. Daneben war die Lyrik für ihn so etwas wie das Blütenpiel für Friedrich den Großen, denn er einmal Lyriker war, der bleibt es. Und in seltener Verbindung war dieser große Gelehrte zugleich einer der gebildetsten Männer. Erich Schmidt warf einen flüchtigen Blick auf des Jünglings Aufenthalt in der Hauptstadt der Welt, erinnerte an seine Thätigkeit bis in die letzten Tage, die der treueste Arbeitsgenosse Mommsens, die Ostarr, Hirschfeld geschilbert hat — erinnerte schließlich, wie Mommsen den Nobelpreis der Schriftsteller der nach 40 Jahren noch lebendigen „Römischen Geschichte“ erhielt, während er selbst bescheiden erklärte: eigentlich wußte ich doch damals noch zu wenig. Dann schilberte Erich Schmidt sein Wirken an der Universität, seine strengen Collegia, sein Streben zur Erweiterung der Bibliothek, sein Rektorat von 1875, als Mommsen die Matritel als Ehrenbrief, Adelsbrief und Schuldbrief pries und in den akademischen Schlen-derian fragte. Und Mommsen war schließlich ein deutscher Patriot. Trennendes verschwindet gegenüber seinem Eintreten für die Einigung Deutschlands unter Preußens Fahne, als er mit fliegender Feder von der Schleswiger Schlacht am Rendsburger Journalistenfisch berichtet, gegenüber der Wärme seiner Weiberde auf die Königin Luise. Den deutschen Bürgergerod hat er statt des Professoren-schlaftrades getragen. So schloß der Rektor mit der Wendung an die Kommissionsen: „Dieser Mann des seltensten Welttraums, einer der größten Arbeiter und Arbeitgeber der Welt, lehrt die ganze Kraft zusammenzunehmen: „Semper honos nomenque tuum manebit“. Der Rektor hatte unter akademischem Beifall geendet. Vor dem Denkmal aber häuften sich

die Kränze, deren ersten Prinz August Wilhelm niederlegte, und Musti, des Venezianers Gabrieli, Canzone, schloß die eindrucksvolle Feier.

Der deutsche Appetit.

Es war kürzlich an dieser Stelle wiederholt von berühmten Essern und Feinschmeckern die Rede. Da ziemt es sich wohl, drauf hinzuweisen, daß das deutsche Volk im Allgemeinen zu den Vielfessern gehört, ein Beweis, daß es einen guten Magen hat. Wir haben also keine Veranlassung, uns zu entschuldigen, auch nicht gegenüber dem in manchen Kreisen herrschenden Vorurtheil, daß starke Esser der Erschlaffung anheimfallen. Wenn das richtig wäre, so wäre das deutsche Volk schon längst so erschlaßt, daß von ihm keine Spur mehr da wäre, denn die Deutschen waren schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte nicht nur wadere Fleder, sondern auch eifrige Esser. Die alten Germanen aßen mit Vorliebe Pferdefleisch als Erinnerung an den Dienst der alten heidnischen Göttheiten. Aus denselben Grunde waren Kinder, Widder und Schafe beliebt, weil sie zu den Opfertieren gehörten. Da machte aber der Papst Zacharias den Schmausereien ein Ende, indem er an Bonifacius das Gebot ergab, den Genuß aller an den heidnischen Götterdienst erinnernden Opfertiere zu unterlagen. Nun hielten sich unsere Vorfahren an Bären, Hirschen und Schweinen schadlos. Am dreizehnten Jahrhundert galten an den vornehmsten Tafeln als die feinsten Vorkerben Kraniche, Störche und Krähen — über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gerieth der Dichter Hadlaub in Verjudung als er in einem Gedicht als den höchsten aller Gaumengenüsse eine Mahzeit pries, bei der ein feiner Schweinebraten und Würste die größte Rolle spielten. Auffallend mager war dagegen das Frühstück, das an den Gerichtstagen den Schöffen vorgesetzt wurde; es bestand aus Suppe, zwei Eiern und Knoblauch.

Die Gefahren der Friseur.

Aus London wird geschrieben: In den letzten Wochen haben zwei Frauen ihr Leben infolge der von den Haar-künstlern beim Frisieren angewandten Mittel verloren. In dem großen von Harrod geleiteten Geschäft starb eine Dame, die an Herzschwäche litt, unter den Händen der Haar-künstlerin, die die Haare der Kundin mit einem als Zetrachlorid bezeichneten Rossmehl behandelte. Die amtliche Untersuchung hat zwar die Friseurin von aller Schuld freigesprochen, aber das Publikum wurde gleichgültig vor dem Gebrauch gefährlicher Mittel bei der Behandlung der Haare gewarnt. Noch sensationeller war der zweite Fall, der sich im Coiffeurgeschäft Leon in einer Nebenstraße des Piccadilly zutrug. Dort lag sich im ersten Stockwerk eine Dame mit dem deutschen Namen Hochstern frisieren, als auf unerklärliche Weise ihre Haare in Brand gerieten. Frau Leon und ihre Tochter suchten das Feuer zu löschen, mußten aber, ad auch ihre Haare zu brennen anfangen, auf die eigene Rettung bedacht sein. Sie flüchteten sich — es war kurz vor neun Uhr Abends — mit brennenden Köpfen laut schreiend die Treppe hinab in die StraÙe, wo sie von der im Lyric-Theater amfendenden Vöschmannschaft rasch in Behandlung genommen wurden. Mittlerweile hatte das Feuer die im Saal zurückgebliebene Miß Hochstern so entzündlich überhitzt, daß sie sofort ins Krankenhaus übergeführt werden mußte, wo sie am folgenden Morgen den schrecklichen Brandwunden erliegen ist.

So vielen stellt sich das Glück direkt in den Weg, aber sie weichen ihm aus!



Das für die Berliner Universität bestimmte Mommsen - Denkmal von Prof. Adolf Britz.